

Zum Thema "Auswanderung"

Autor(en): **Kaufmann, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 15: **Geographieunterricht**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alpen, wo die italienische Grenze nur am Kamm des inneren Gneisalpenzuges verläuft. Der schwache Punkt am Brenner wurde schon berührt. Dazu fehlen Italien die wichtigsten Rohstoffe, wie Kohle, Eisen, Petroleum. Die systematische Ausbeutung der Wasserkräfte hat allerdings die ausländische Kohlenversorgung stark zurückgedrängt.

Das Beispiel Italiens zeigt besonders deutlich, dass die geographischen Grundlagen allein keine Geschichte machen, denn trotz aller Vorzüge war Italien bis ins 19. Jahrhundert ein politisches Vakuum; aber sobald der Wille des Volkes erwachte und eine entschlossene Führung die Kräfte der Nation zusammenfasste, konnten die Vorzüge der Lage Italiens ausgenützt und die Schwächen ausgeglichen werden.

So ergeben sich zahlreiche Anknüpfungsmöglichkeiten, wo man die Grenzen eines Landes, die verschiedenen Landschaftstypen wie Zentrallandschaften und Hochländer, Küsten- und Binnenländer, die Möglichkeiten und Schranken einer Grossmachtstellung, die Hauptstädte als Staatsmittelpunkte, den Einfluss des Klimas auf Wirtschaft und Produkte, die Bodenschätze, die Kolonialpolitik und Wachstumsspitzen einer Macht usw. in Frage kommen. Dadurch wird die Geographie praktisch, knüpft an das wirkliche Leben an und legt die tieferen Ursachen politischer Vorgänge klar. Der Grundsatz „Non scholae, sed vitae“ wird durch den geopolitischen Unterricht in die Tat umgesetzt.

Sarnen.

P. Bruno Wilhelm.

Eltern und Schule

Zum Thema „Auswanderung“

Es wird jetzt viel von „Auswanderung“ gesprochen, nicht etwa nur im engern Kreise, wie z. B. in der Frühjahrsversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft (Luzern, am 17. Juni 1935).

Man hofft, in der Auswanderung das große Ventil entdeckt zu haben, um den Ueberdruck der Arbeitslosigkeit im helvetischen Kessel zu entspannen. Wer wünschte nicht, dass das Ventil gut funktioniere? Besorgte Eltern werden das Experiment mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen. Aber auch die Lehrer fühlen sich wohl angeregt, etwa in der Geographiestunde von der Sache zu reden. Hier ist wieder einmal eine Gelegenheit, den Unterricht lebensnah zu gestalten und erzieherisch zu befruchten. Vielleicht entdeckt der Lehrer in sich sogar den Beruf zur Volksaufklärung und Volksführung, sollte auf einmal das Emigrantenfieber in seiner Gemeinde auftreten.

Wir denken an Auswanderung nach Uebersee. In der Presse und — wie es scheint — auch im engern Kreise war namentlich von Brasilien die Rede. Ein fünfjähriger Aufenthalt in jenem Lande gibt vielleicht eine gewisse Berechtigung, ein wenig mitzureden. Wir könnten auch, mit der gleichen Begründung, über Nordamerika und Ostasien sprechen; doch jenes kommt einstweilen nicht und dieses niemals als Auswanderungsgebiet in Betracht. Es wird nämlich hier vorausgesetzt, endgültige Auswanderung sei beabsichtigt, nicht nur ein Auskommen auf ein paar Jahre oder Jahrzehnte.

Die „Estados Unidos do Brasil“ sind um ein wenig kleiner als ganz Europa; allein die Insel Marajó in der Amazonasmündung ist ungefähr so gross wie unsere Schweiz. Hier ist noch Platz übergenug, besonders im Innern; denn die Brasilianer selber sagen, sie sässen

wie die Frösche am Teichrand, d. h. an der Küste der Südatlantik. Die Grösse des Landes hätte für den friedlichen Schweizer-siedler einen eigentümlichen Vorteil. Brasilien ist nicht ein geologisch, wohl aber ein politisch vulkanisches Land. Revolutionen und Putsche sind keine Seltenheit; aber was kummert es den Kolonisten unten in Rio Grande do Sul, wenn beispielsweise oben in Rio Grande do Norte ein politisches Gewitter sich entladen hat! Freilich, mitten im Rumor kann's ungemütlich werden; denn die Neger-Soldateska ist eine unheimliche Gesellschaft. Wehe besonders den Frauen!

Von Natur aus ist Brasilien ein üppiges Paradies, etwa mit Ausnahme der regenarmen Striche nördlich von Pernambuco. Doch kommen für Dauersiedelungen von Mitteleuropäern nur die vier südlichsten Staaten in Betracht: Sao Paulo, Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul. Von Rio de Janeiro aufwärts nach dem Aequator hin wird das Klima immer ungesunder, und die kräftigsten Schweizerleute würden dahinsiechen, wie alle Weissen an der berüchtigten afrikanischen Goldküste. Zu schwerer Kolonistenarbeit wären sie hier nach knapp zwei Jahren nicht mehr fähig. Besonders würden auch die Neugeborenen unter dem drückenden und tückischen Klima leiden. Belém de Para am Amazonasdelta gilt selbst bei den Brazilianern als die Hölle auf Erden.

Aber auch auf dem zerrissenen Hochland, auf der sogenannten Serra, der vier erwähnten Südstaaten müssten unsere Auswanderer sich an ganz neue Naturverhältnisse gewöhnen. Es dürfte ihnen noch Spass machen, bei offenen Fenstern, schweisstriefend um den Weihnachtsbaum zu sitzen, dagegen im Juni die kühlest und längsten Abende zu geniessen, den Nordwind wie schwülen Föhn zu empfinden, dagegen den Südwind wie leichte Biese, wenn er nicht als der gefürchtete „pampeiro“ mit Orkan-gewalt daherbraust. — Heimweh könnte sich einstellen bei dem stets düstergrünen Landschaftsbild, bei der verhältnismässigen Eintönigkeit des Jahreslaufes, bei dem ewigen Einerlei des subtropischen Klimas. Vor Jahren hat ein deutscher Botaniker geschrieben, in Brasilien sei ihm so recht klar geworden, wie

schön doch — Europa sei. Das Wohlleben ist gründlich zu Ende, wenn tolle Sturzregen alles Garten- und Pflanzland davonschwemmen, wenn das Schmarotzergewächs einfach nicht weichen will, wenn wahre Wolken von Heuschrecken alles Grüne zudecken, wenn all-erhand Wild mühsamste Kulturarbeit über Nacht vernichtet, wenn die Rinderpest die ganze Herde erwürgt. Dem künftigen Kolonisten muss auch klar gesagt werden, dass im Innern Brasiliens, schon infolge der weiten Distanzen, gemeinsamer und organisierter Schutz fast unmöglich ist. Er steht in den meisten Fällen den Mächten der Natur ganz allein gegenüber. Selbst eine ganze Siedlergruppe fände es noch hart genug, sich in den ersten Zeiten zu behaupten. Ein Pionier aus der Kolonie Pedro de Alcantara (S. Catharina) pflegte zu sagen, sie hätten sich oft mit den Juden beim Aufbau von Jerusalem verglichen. In der einen Hand das Werkzeug, in der andern die Waffe! Wer nicht das Zeug zum Bahnbrecher in sich fühlt, der überlege sich's zehnmal, ehe er sich in die einsame Serra von Süd-Brasilien vorwagt. Wir haben es noch vor wenigen Jahren erlebt, wie ganze Einwanderertrupps enttäuscht wieder umkehrten. Es waren dies allerdings vorwiegend Stadtleute, die Axt und Pickel höchstens vom Schaufenster kannten.

Nicht nur einer ganz verschiedenen Natur, sondern auch ganz andern Menschen hat man sich anzupassen. — Der gebildete Brazilianer in den grossen Küstenstädten ist im gewöhnlichen Verkehr ein ganz entzückender Mensch. Er kann sich an Höflichkeit und Schliff mit dem Pariser messen. Die brasilianische Kultur ist auch tatsächlich wesentlich „französelnd“. Deutsche Art ist nicht auf die brasilianische Seele gestimmt, und in der Erregung wird „allemao“ gewohnheitsmässig als Schimpfwort gebraucht. Natürlich entschlüpft es dem ungebildeten Brazilianer viel häufiger. Das würde man bald erfahren bei der Einstellung einheimischer Arbeitskräfte, im Verkehr mit niedern Beamten und kleinen Geschäftsleuten. Erst nach und nach dürfte die Schweizerart ein angenehmeres Verhältnis begründen. Doch unser bedächtiges und fast misstrauisches Wesen würde den Einheimischen stets etwas auf die Nerven gehen. Der Nachwuchs hätte

es schon etwas leichter; denn unter der brasilianischen Sonne und auf brasilianischem Boden wird man eben unwillkürlich „verbrasilianert“. Immerhin ist und bleibt der echte Brasilianer ein ausgeprägter Chauvinist, und selbst die Einbürgerung macht den Fremden nicht zum gleichgewichteten Volksglied.

Im Innern des Landes hätte man mit dem stolzen Viehbaron zu rechnen, der sich mit seinen 30—50,000 Stück wie ein Feudalherr vor kommt und den Daherkömmeling nicht eben gnädig ansieht. Vielleicht hätte man auch mit slavischen, italienischen, reichsdeutschen und japanischen Nachbarn sich abzufinden. Kurz und gut, ein steifer und eigensinniger Schweizer fände reichlich Gelegenheit, sich am lebendigen „Milieu“ zu reiben.

Brasilien ist nicht ein Land mit rein-weisser Bevölkerung. Die Brasilianer repräsentieren die ganze Farbenskala vom südeuropäischen Gelbweiss bis zum afrikanischen Tiefschwarz. Mit dieser Bemerkung soll in keiner Weise Rassen vorurteil und „Farbenscheu“ geweckt werden. Es gibt unter Negern und Indianern, unter Mestizen und Mulatten wackere und tüchtige Leute, vor denen sich mancher Mitteleuropäer schämen müsste. Dennoch muss der Einwanderer darauf gefasst sein, dass aus dem Rassen- und Farbengegensatz im täglichen Verkehr unvermeidliche Schwierigkeiten entstehen werden. Wir haben in der Heimat unsere interkantonalen Neckereien und Reibereien; aber der Charakterkontrast etwa zu einem südamerikanischen Mischling reicht viel tiefer als der Unterschied zwischen einem Appenzeller und Genfer.

Schliesslich sei auch noch auf die Sprachschwierigkeit aufmerksam gemacht. Der Gebildete wird ziemlich leicht eine gewisse Gewandtheit im Portugiesischen erreichen, besonders wenn er im Latein oder einer romanischen Sprache zuhause ist. Schwieriger ist die Sache für Leute, die nur eidgenössisches „Buredütsch“ können. Wir haben nicht wenige Auswanderer kennen gelernt, die das Heimweh übermannte, einfach, weil sie sich mit den Einheimischen nicht verständigen konnten.

Hier müsste vom Schulwesen in den Auswandererkolonien gesprochen werden. Doch das würde zu weit führen. Auch die reli-

giöse Betreuung sollte ernstlich erwogen werden. Die Tatsache ist bekannt, dass die heute so blühenden deutschen Kolonien in Rio Grande do Sul einstens in Gefahr waren, vollständig zu verwildern, weil es jahrelang an der passenden Seelsorge fehlte. Tüchtige Welt-priester, namentlich aus Westfalen, und die von Bismarck vertriebenen Jesuiten haben das Verdienst, kirchliche Verhältnisse geschaffen zu haben, die auf die katholische Erneuerung von ganz Brasilien vorbildlich einwirkten.

Man mag darüber philosophieren, ob ein Volk, das seinen heimischen Boden fleissig benützt, ja ausgenützt hat, ein Naturrecht auf Lebensraum ausserhalb seiner historischen Grenzen besitze. Kommt aber die Zeit, da mit dieser Philosophie ernst gemacht werden soll, so gilt es erst recht, ruhig zu wägen, ehe man wagt. Es steht zuviel auf dem Spiele, als dass man einfach mit Sack und Pack und Kind und Kegel aufbrechen könnte. Gerade bei der Auswanderung sollen Volk und Führer mit schweizerischer Bedächtigkeit vorgehen. Und auch das sei noch gesagt: Niemand, den das Emigrantenfieber gepackt hat, dünke sich weiser als etwa unsere Konsulate in Uebersee, wo Rat und Auskunft auf Grund vieljähriger Erfahrung zu erhalten wäre. Man wende sich an diese Stellen nicht erst dann, wenn man in der Klemme sitzt!

Zürich.

E. Kaufmann.

Lesefrüchte

Nichts ist lehrreicher als die Begegnung mit Fremdem. Es weitet uns, macht uns frei vom beschränkten Ich — nicht um Persönliches preiszugeben, sondern um es grösser zu leben als universale Seele.

Peter van der Meer de Walcheren,
Das weisse Paradies.

* * *

Alles in der Welt ist merkwürdig und wunderbar für ein Paar wohlgeöffnete Augen.

Ortega y Gasset, Aufstand der Massen.